

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 32 (1956-1957)
Heft: 2

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073052>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL

Jacob Burckhardt und Gottfried Keller sind keine Deutschen

IN einer Biographie «Die großen Deutschen», deren erster Band soeben bei Ullstein in Berlin herausgekommen ist und bei der als einer der Herausgeber Theodor Heuss zeichnet, werden auch einzelne große Schweizer gewürdigt, nämlich Jacob Burckhardt und Gottfried Keller. Im Nachwort heißt es zur Rechtfertigung dieses Vorgehens:

Es erscheint uns ebenso selbstverständlich, den Begriff des Deutschen nicht an den Grenzen festzuhalten, die 1648 und 1866 sozusagen völkerrechtlich bestätigt wurden: Tirol, die Heimat des Michael Pacher, und Wien sind in solchem Betracht so selbstverständlich als Quellen zumal der deutschen Geistesgeschichte zu sehen, wie das Zürich des Gottfried Keller und das Basel des Jacob Burckhardt. Schmerzlich genug, daß man das heute einer Gegenwart, die sich aus den rein politischen Tages-Ressentiments so schwer erholt, besonders mitteilen muß.»

In einer Besprechung dieser Neuerscheinung in einer schweizerischen Tageszeitung bemerkt der Rezensent, die Kritiker dieses Vorgehens hätten wohl übersehen, daß diesem humanistisch gesinnten Sammelwerk das Wort «Deutsch» in jenem geistigen, allem Nationalen abholden Sinn gefaßt sei, mit dem das Kulturgebiet umschrieben werde, innerhalb dessen Grenzen die deutsche Sprache gesprochen werde.

Es wird dann in diesem Zusammenhang wieder einmal Gottfried Keller zitiert, der einmal die Meinung äußerte, es habe sich jeder an das große Sprachgebiet zu halten, dem er angehöre.

Nun sind wir also wieder so weit wie wir vor 1939 waren.

Alle die Einsichten, die uns die schweizerische Selbstbesinnung brachte, scheinen bereits wieder vergessen zu sein.

Wird die These dieser Herausgeber akzeptiert, dann sind wir Deutschschweizer also wieder Kulturdeutsche, die Tessiner Kulturitaliener und die Welschen Kulturfranzosen. Das war ja die Einstellung des 19. Jahrhunderts, die unser Land bekanntlich 1914 an den Rand des Abgrundes brachte, die dafür verantwortlich war, daß im Ersten Weltkrieg die Deutschschweizer in ihrer großen Mehrzahl mit den Reichsdeutschen und die Welschen mit den Franzosen sympathisierten, bis dann Spitteler das erlösende Wort sprach, daß unsere Brüder jenseits der Saane und nicht jenseits des Rheines wohnten.

Gottfried Keller ist ein besonders verfehlter Kronzeuge, denn er war, wie die meisten seiner Zeitgenossen, ebenfalls ein Opfer dieser Theorie, sprach er doch einmal an einem Bankett die unglücklichen Worte: «Wenn das Deutsche Reich wieder einmal Sinn für demokratische Staatsgebilde hat, gehören seine Grenzpfähle an den Gotthard.»

Gibt es nun wirklich bereits wieder Eidgenossen, die nicht gemerkt haben, daß bei dieser Symbiose zwar nicht die Deutschen, wohl aber wir uns selbst aufgeben?

Gibt es bei uns immer noch Leute, die nicht gemerkt haben, daß die Schweizer, trotzdem sie verschiedene Sprachen sprechen, im Laufe der Geschichte zu einer Nation geworden sind, deren Eigenart nicht nur in der Verfassung, sondern in allen künstlerischen und kulturellen Äußerungen zum Ausdruck kommt?

Keinem Menschen würde es einfallen, Mark Twain oder Whitman als große Engländer zu bezeichnen. Diese beiden Dichter schrieben

zwar englisch wie Dickens und Thackeray, aber sie waren Amerikaner und gelten deshalb mit Recht als große Amerikaner.

Auch Jacob Burckhardt und Gottfried Keller wurzelten, trotz aller anders lautenden Aussprüche, die sie gelegentlich taten, im schweizerischen Boden. Sie sind beeinflusst von Deutschland, aber sie sind keine Deutschen, weder große noch kleine.

Abgesehen davon ist es für einen Reichsdeutschen, und heiße er auch Theodor Heuss, unmöglich, das Wort Deutsch in einem Sinne zu brauchen, der mit dem Nationalen nichts zu tun hat. Für einen deutschen Patrioten, ja überhaupt für jeden Deutschen, ist Deutschland der Träger der deutschen Kultur, und die Gebiete in andern Ländern, in denen Deutsch gesprochen wird, sind höchstens deutsche Kultur-Provinzen. Ein Deutscher kann den deutschen Kulturkreis nur national sehen.

Überhaupt finde ich den Ausdruck «allem Nationalen abhold» lächerlich. Die Bedeutung nationaler und kultureller Eigenart mag einzelnen Beamten der Unesco, denen eine internationale Einheitskultur als Ziel vorschwebt, rückständig erscheinen. Nach meiner Ansicht ist die Pflege und Betonung der nationalen Eigenart durchaus keine Schande, weder für die Schweizer, noch für die Österreicher, noch für die Reichsdeutschen. Die Besinnung auf die nationale Eigenart gar als Ausdruck von politischen Tages-Ressentiments zu bezeichnen, ist abwegig. Der Welt ist am besten gedient, wenn die Völker sich selber treu bleiben und ihre Eigenständigkeit fördern. So wie die Franzosen stolz darauf sind, Franzosen und die Amerikaner stolz darauf, Amerikaner zu sein, so sollten auch die Deutschen stolz darauf sein, Deutsche zu sein.

Achte jedes Mannes Vaterland, aber das Deinige liebe.

Unwürdig und lebensgefährlich

FRAU A., die Witwe eines Gymnasiallehrers, ist 67. Sie ist eine etwas ängstliche, aber noch durchaus rüstige Frau. Ihr Sohn und ihre Schwiegertochter haben sich unvermutet zum Nachtessen eingeladen. Sie muß deshalb noch rasch in die Metzgerei, um drei Cotelettes zu holen.

Frau A. wohnt in einem Außenquartier der Stadt; sie hat, um zur Metzgerei zu gelangen, eine breite, verkehrsreiche Straße zu überqueren. Es ist sechs Uhr und in ununterbrochener Reihe fahren von beiden Seiten Autos, Motorräder und Velos vorbei. Das Tempo ist sehr groß, denn das Straßenstück ist hier ausnahmsweise auf eine längere Strecke gerade und übersichtlich.

Frau A. versucht, auf dem Fußgängerstreifen auf das andere Trottoir zu gelangen, umsonst, der Verkehr reißt nicht ab.

Nachdem sie etwa fünf Minuten gewartet hat, macht sie einen schüchternen Versuch. Sie kommt aber nur in die Mitte, und schon setzt von rechts her der Verkehr wieder ein. Ängstlich bleibt sie stehen. Unterdessen hat auch der Verkehr von der andern Seite wieder eingesetzt und hart an ihr vorbei rasen nun nach beiden Seiten die Fahrzeuge. Eine Insel ist nicht vorhanden.

Kalter Schweiß läuft ihr über die Stirne. Sie wird von einer leichten Panik erfaßt und benützt einen ruhigen Moment, um wieder auf das Trottoir zurückzulaufen, von wo sie herkam. Hier wartet sie wieder vergeblich weitere fünf Minuten.

Endlich erbarmt sich ihrer ein Automobilist. Er hält vor dem Fußgängerstreifen und gibt ihr das freundliche Handzeichen. Ein zweiter Fahrer ist aber nicht so rücksichtsvoll, er fährt dem angehaltenen Wagen links vor.

Plötzlich taucht vor ihm die durch den stehenden Wagen verdeckte Frau A. unmittelbar in seiner Fahrbahn auf. Es gelingt ihm, einen Stop zu reißen und auszuweichen. Er ruft Frau A. zu: «Tumi Chue, chasch nüd uf-passe?»

Frau A. begibt sich wieder auf das Trottoir und kehrt in Tränen aufgelöst nach Hause zurück.

Solche Fälle passieren in allen unseren Städten, ja sogar in vielen Dörfern, jeden Tag zur Zeit des Stoßverkehrs. Diese Zustände sind unwürdig.

Jede Verkehrsregelung, die es nicht ermöglicht, daß alte Leute und schulpflichtige Kinder an bestimmten Stellen vollkommen gefahrlos die Straße überqueren können, ist falsch. Es wird eines der elementarsten Menschenrechte verletzt.

Foto: Herbert Maeder

Gebirgstruppe auf dem Marsch

Nach dem jetzt geltenden Motorfahrzeuggesetz hat der Fußgänger, im Gegensatz zu vielen andern Ländern, auch auf dem Fußgängerstreifen kein absolutes Vortrittsrecht. Der entsprechende Artikel, der lediglich vorschreibt, daß Motorfahrzeugführer vor Fußgängerstreifen die Geschwindigkeit zu mäßigen und nötigenfalls anzuhalten haben, ist zu unbestimmt gehalten. Außerdem wird er nicht durchgeführt.

Wie die endgültige Lösung dieser Frage im neuen Motorfahrzeug-Gesetz erfolgen wird, weiß man erst, wenn die Beratungen abgeschlossen und die entsprechenden Verordnungen erlassen sind. Es ist zu hoffen, daß schließlich nicht alles beim alten bleiben wird, sondern daß in dieser Beziehung eine radikale Änderung erfolgt, nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Praxis.

Jedem Schweizer, der nach England, Kanada, Amerika fährt, fällt es auf, daß dort alle Motorfahrzeuge anhalten, sobald nur ein einziger Fußgänger den Fuß auf den Streifen gesetzt hat. Es ist ein erstaunliches Schauspiel, wie ein Kind oder ein altes Frauei alle die riesigen Motorwagen, Autobusse usw. zum augenblicklichen Stoppen bringt, sobald es die Fahrbahn überquert.

Bei uns ist das nicht so. Neun von zehn Fahrzeuglenkern fahren unbekümmert weiter, auch wenn der Fußgänger den Randstein bereits verlassen hat.

Natürlich hat es seine Gründe, warum die englische Regelung bei uns nicht übernommen wurde. Ein Grund liegt vielleicht darin, daß jene Eidgenossen immer noch zahlreich sind, welche glauben, ein Motor sei grundsätzlich wichtiger als ein Mensch und man dürfe dem Fahrer eines großen Wagens einfach nicht zumuten, wegen eines kleinen Kindes oder eines alten Mannes fünf Sekunden zu verlieren.

Die eigentliche Erklärung ist aber wahrscheinlich eine andere: Man scheut, wie auf vielen Gebieten unseres Lebens, eine klare Lösung. Man möchte es allen recht machen und macht es deshalb niemandem recht.

Es ist wahr, eines der Geheimnisse des Funktionierens der schweizerischen Demokratie liegt in unserer Kompromißbereitschaft. Der üble Spruch «Alles oder nichts», hat bei

Foto: Hans Baumgartner
Fische sehen dich an
(Fischkasten vor einem Hotel)

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Es Chüssiziechli us Chöltsch

Nach langer Zeit habe ich wieder einmal die Nacht in einem Bauernhause zugebracht, in einem Bett, dessen Decken und Kissen mit blau und weiß gewürfeltem Kölsch bezogen waren. Heute sprechen wir von Decken- und Kissenanzügen; das schriftdeutsche Wort *Anzug* hat die mundartliche Bezeichnung *Ziechli* sozusagen ganz verdrängt. Die Herkunft des Wortes *Ziechli* gibt scheinbar kein Rätsel auf; ein *Ziechli* ist einfach die Hülle, die man über Kissen und Decke *zieht*. In Wirklichkeit jedoch ist das Wort lateinischen, ja im Grunde genommen griechischen Ursprungs. *Theca* bedeutete ursprünglich Behälter, wir kennen es noch aus *Bibliothek*, *Kartothek*, neuerdings *Diskothek* und schließlich aus dem *Schuelertheke*. Wie sich aus *Turicum* der Name *Zürich* entwickelte, so bildete sich im Mund der Germanen *theca* um zu *Zieche*.

Das größere der beiden Bettkissen nennen wir *Pfulme*. Auch dieses Wort ist durch die Römer in unser Land gekommen; diese nannten Polster und Kissen *pulvinus*. Die Schriftsprache kennt das Wort noch als *Pfühl*.

Den Einfluß römischer Kultur zeigen auch die Ausdrücke *Flaum* von *pluma*, die Feder, und *Kissen* von *cussinus*. Früher sprach man nicht von Leintüchern, sondern von *Lylache*. Das Wort bedeutet *Laken* (Tuch) aus *Leinen*. *Chöltsch* endlich ist eigentlich chöltsch Tuech, d. h. Tuch, das aus Köln stammt, einem mittelalterlichen Zentrum des Handels und der Weberei.

Johannes Honegger

~~~~~

## Vexierbild aus dem 19. Jahrhundert



~~~~~

uns zum Glück wenig Anhänger. Jeder Schweizer Gemeinde-Präsident weiß, was lange nicht jeder ausländische Staatsmann weiß: Politik ist die Kunst des Möglichen. Man muß deshalb auch dort nachgeben können, wo man glaubt, eindeutig im Recht zu sein.

Oft geht man nun allerdings zu weit, und es entsteht dann etwas, das weder Fisch noch Vogel ist.

Ich war einmal Mitglied einer Kommission, in der über die Farbe der Billette einer Veranstaltung zu beschließen war. Die Mitglieder der bürgerlichen Parteien waren für blau, die Sozialdemokraten für rot. Schließlich einigte man sich in einem typischen Kompromiß auf violett, mit dem Ergebnis, daß erstens die Farbe häßlich war und daß man zweitens den Aufdruck kaum lesen konnte.

Jede klare Entscheidung bringt Nachteile. Diese muß man in Kauf nehmen. Man kann nicht den Fünfer und das Weggli haben. Diese Schlaumeier-Einstellung ist aber bei uns sehr

verbreitet. Man sucht nach etwas, das es so wenig gibt, wie den Stein der Weisen: nach einer perfekten Lösung.

Selbstverständlich hat es seine Nachteile, wenn der Fußgänger das absolute Vortrittsrecht auf den Fußgängerstreifen hat. Der flüssige Verkehr wird etwas gestört. Das ist der Preis, den man zahlen muß.

Auch unfallverhütende Maschinen, auch Einrichtungen zur Beseitigung der schädlichen Abgase von Fabriken usw. hindern die Produktion, sind unwirtschaftlich. Sie sind unwirtschaftlich, aber trotzdem unerlässlich.

Man hat bei uns versucht, dadurch einen Ausweg zu finden, daß man die Fahrzeuglenker durch Erziehungs-Aktionen zu mehr Rücksicht gegenüber den Fußgängern veranlassen will. Verkehrs-Erziehung ist wichtig, aber in diesem Fall liegt ein Denkfehler vor, wenn man meint, nur mit Zureden könne man die jetzigen Zustände verbessern.

Es ist vom Motorfahrzeuglenker einfach zu viel verlangt, daß er vor einem Streifen, auf dem sich ein Fußgänger befindet, unter allen Umständen anhält, wenn er nicht dazu gezwungen ist.

Und sogar wenn $\frac{9}{10}$ oder $\frac{19}{20}$ diese Mahnung befolgen würden, so würden die 10 % oder die 5 % rücksichtsloser Fahrer genügen, um die Sache illusorisch zu machen. Es ist dem Fußgänger nicht damit gedient, daß er weiß, von 100 Fahrern werden 95 anhalten. Wenn nur 5 den Streifen nicht beachten, so genügt es vollständig, um ein gefahrloses Überqueren zu verunmöglichen.

Eine klare Regelung würde übrigens, wenn man alles in Betracht zieht, auch den Motorfahrzeuglenkern besser dienen. Weil jetzt der Fußgänger auf den Streifen nicht richtig geschützt ist, hat er gar keinen Grund, diese konsequent zu benutzen. Er überquert deshalb die Straße, wo er will, und dieses disziplinlose Verhalten zwingt die Motorisierten, ständig auf dem Quivive zu sein.

In jenen Ländern, wo die Fußgänger auf den Streifen das unbedingte Vorrecht haben, wagen sie selten, an andern Orten über die Straße zu gehen. Sie wissen, das käme einem Selbstmordversuch gleich, denn dort muß der Fahrer nicht damit rechnen, daß ihm jemand plötzlich vor den Kühler läuft.

Selbstverständlich müßte aber die Zahl der Fußgängerstreifen stark vermindert werden. In den meisten Städten haben wir deren allzu-

viele und sie werden deshalb nicht mehr ernst genommen.

Man kann den Fußgängern ohne weiteres zumuten, einen kleinen Umweg zu machen, wenn sie dafür die Garantie haben, daß jede Gefahr ausgeschaltet ist.

Selbstverständlich müßten die Streifen auch besser markiert werden, als das jetzt der Fall ist.

Man hört etwa den Einwand, bei einem absoluten Vortrittsrecht könnte der Verkehr dadurch verunmöglicht werden, daß die Fußgänger im Gänsemarsch über die Straße marschierten. Das Beispiel des Auslandes zeigt aber, daß diese Gefahr nur auf dem Papier besteht. Die New Yorker zum Beispiel sind bestimmt nicht rücksichtsvollere Menschen als die Basler, Berner oder Zürcher, trotzdem geht es dort.

Dort aber, wo der Verkehr so groß ist, daß der Fußgängerstrom nicht abbricht, muß man Unterführungen oder Signalanlagen errichten, und zwar braucht es an den meisten Orten nicht die perfektionistischen, komplizierten Gebilde, die bei uns als Ergebnisse von Studienreisen von Verkehrsfachleuten immer wieder mit dem Geld der Steuerzahler errichtet werden, sondern einfache grüne, rote Signale. Es ist dann am abbiegenden Motorzeugfahrer, den Rank zu finden.

Ein Gesetz genügt aber nicht, man muß es auch anwenden. Jeder Diebstahlversuch wird streng bestraft, gegenüber Verletzungen der Verkehrsvorschriften aber drückt man beide Augen zu, obschon dadurch nicht nur Eigentum, sondern Menschenleben gefährdet werden.

Und selbstverständlich sollten die Strafen nicht nur gegenüber Automobilisten, sondern auch gegenüber Velofahrern und auch gegenüber Fußgängern ausgefällt werden.

Kein Motorzeugfahrer wird heute ein Signal überfahren, und wenn er es tut, hat er eine entsprechende Reaktion zu gewärtigen, wenn ihn ein Polizist dabei erwischt. Immer aber kann man Fußgänger beobachten, vor allem Frauen, die hemmungslos über die Straßen gehen, auch wenn das rote Licht aufleuchtet.

Es ist nicht so, daß sich bei der Verkehrsregelung zwei feindliche Gruppen gegenüber stehen, wie man manchmal meint, in letzter Linie haben alle das gleiche Interesse. Allen aber ist nur gedient, wenn man den Mut zu klaren Lösungen hat.

Grenzen der Mode

Dieser Ring, aus Ihren alten
Eheringen angefertigt,
kostet nur Fr. 35.-

Plakätchen an einem Goldschmiedegeschäft

Es ist noch nicht lange her, da sah man hier und da Männer und Frauen, welche die zusammengelöteten Ringe ihrer verstorbenen Eltern trugen. Eheringe wurden sozusagen als etwas Heiliges betrachtet. Man hatte Hemmungen, sie einzuschmelzen.

Was sind das wohl für arme Tröpfe, die das Bedürfnis haben, ihren Ehering zu modernisieren? Vielleicht ist die Handlung symbolhaft. Sie möchten ihre eigene Ehe modernisieren. Aber das ist nicht so einfach.

Das Alphorn im Nachtlokal

In einem der drei vom Zürcher Stadtrat konzessionierten Nachtlokale, welche die Erlaubnis haben, bis zwei Uhr morgens offen zu halten, wird im Sommer jeden Montag ein «Swiss folklore Evening» durchgeführt. Die Atmosphäre ist so, wie man sie in solchen Lokalen auf der ganzen Welt trifft. Auch die Preise sind entsprechend. Der – ausländische – Kellner gibt – bei einem Rechnungsbetrag von sechs Franken – auf zwei Fünfliber nur vier einzelne Franken heraus, um einen Franken Trinkgeld zu erlisten. Auch das ist ein Trick, der überall in solchen Etablissements angewendet wird. Das alles ist nicht so wichtig. Dann aber tritt die Folklore auf.

An sich ist das Programm nicht besser und nicht schlechter als es an mittelmäßigen Heimatabenden üblich ist. Die Musik besteht aus vier Mann in Burgunderblusen. Sie spielen Ländler, allerdings mit zwei Saxophons. Damit man nicht vergißt, daß man in der Schweiz ist, haben sie auf der Brust ein Schweizerwappen angesteckt. Von Zeit zu Zeit geben sie ei-

nige der obligaten jauchzenden Töne von sich.

Dann wird es feierlich. Das Lokal wird halb verdunkelt und ein Mann tritt mit einem Alphorn auf. Alphorn ist ein sehr schwer zu beherrschendes Instrument, die Töne werden bekanntlich so erzeugt, daß die Lippen in eine gewisse Spannung und Schwingung versetzt werden und diese Schwingungen bringen die Luftsäule und damit das ganze Instrument (die Holzfasern), in Fibration. Aus diesem Grunde können auf dem Alphorn nur Naturtöne geblasen werden. Die Kunst des Alphornblasens besteht darin, die Lippen rasch und sicher in eine solche Spannung zu versetzen, die erforderlich ist, um die Zahl der Schwingungen der Luftsäule zur Erzeugung des gewünschten Tones hervorzubringen. Das Alphornblasen erfordert deshalb eine sehr große, ja tägliche Übung und sehr oft tönen vor allem die hohen Töne nicht ganz rein und sauber.

Einzelne der ausländischen Gäste sehen darin ein Ungenügen und machen entsprechende Bemerkungen. Um Stimmung zu schaffen, wird das Alphornblasen durch einen der Musikannten auf dem Podium mit einem kleinen Geißelglöcklein begleitet.

Nachher erscheinen ein paar Frauen in Trachten. Zwei tragen Flügelhauben, was einen der Kellner zu der Bemerkung veranlaßt: «Schau dö Schmetterlinge san a wieder da.» Die Frauen singen ein Jodellied, in dem von einem Hüterbuben die Rede ist.

Nein, die ganze Darbietung ist durchaus nicht schlimm, ich habe schon viel schlimmeres gesehen.

Und doch verläßt man das Nachtlokal traurig. Das Alphorn ist für uns nicht ein gewöhnliches Musikinstrument, es ist irgendwie geheiligt. Wenn ein Mitglied eines Jodelchörlis auf der Reise zu einer Zusammenkunft gelegentlich ein Alphorn im Hauptbahnhof ertönen läßt, so kommt uns das etwas deplaziert vor; die Geschmacklosigkeit ärgert uns vielleicht, aber sie berührt uns nicht weiter. Hier aber geht es um etwas anderes, um eine Verletzung unserer nationalen Würde.

Als sich die Prostitution am Bellevue breit machte, wogte ein Sturm der Entrüstung durch die Öffentlichkeit; die Frauenvereine, die Kirche und viele andere Kreise, denen das Wohl unseres Landes am Herzen liegt, protestierten. An dieser Art Prostitution aber scheint niemand Anstoß zu nehmen.

Selbstverständlich kann keine Rede davon

sein, daß nun etwa der Stadtrat von Zürich aus sittenpolizeilichen Gründen dieses Alphornblasen verbieten sollte, so wie er seinerzeit das Benützen der Barstühle nach elf Uhr nachts verbot. Man kann nicht alles mit Gesetzen reglementieren, aber es ist ein schlechtes Zeichen, daß die öffentliche Meinung nicht stark genug ist, um einen solchen Unfug abzustellen.

Reisefeuilleton-Psychologie

«IMMER wieder begegnen uns Eselgruppen. Eine davon ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Durch eine Zypressenallee sah ich sie von weitem uns entgegenkommen. Drei junge Mädchen, ihr Haar in der üblichen Art in weiße Tücher geschlungen, ließen sich graziös auf den Rücken der Tiere schaukeln. Sie hielten lange Stangen senkrecht neben sich. Zwei andere Esel trugen auf jeder Seite bis zum Rand mit Oliven gefüllte Säcke. Zufrieden mit dem Ertrag ihrer harten Arbeit, zogen Menschen und Tiere dem wohlverdienten Mittagimbiß entgegen.»

Das steht in einem der unzähligen Reise-Feuilleton, die im Sommer unsere Zeitungen füllen. Diesmal ist von der Insel Rhodos die Rede.

Wieso besitzt eigentlich der Verfasser die hellseherische Fähigkeit, in das Innere der Seele der fünf Esel und drei Mädchen einzudringen?

Nicht einmal Professor Hediger, der frühere Direktor des Basler Zolli und heutige Leiter des Zoologischen Gartens Zürich, der die größten Artikel über das Seelenleben der Känguruhs und der Leoparden schreibt, würde sich anmaßen, zu wissen, was die Esel denken. Ich zweifle zwar nicht daran, daß diese Tiere bedeutend intelligenter sind, als man im allgemeinen glaubt, aber daß sie den Arbeitsertrag beurteilen können, ist bestimmt ausgeschlossen.

Aber auch was den drei Griechinnen durch den Kopf geht, kann der Feuilletonist nicht wissen, so wenig wie ein photographierender Amerikaner weiß, was eine Gruppe von Wildheuern beschäftigt, denen er in den Bergen begegnet.

Vielleicht sind die drei Rhodesierinnen alles andere als zufrieden mit dem Ertrag ihrer harten Arbeit. Vielleicht haben sie soeben beschlossen, auszuwandern und eine Stelle in Athen zu suchen, weil sie von den Arbeitsverhältnissen in Rhodos nicht befriedigt sind. Vielleicht denken sie überhaupt nicht an ihre

Arbeit, sondern an ihre Freunde, die sie am Abend sehen.

Dieser klischeehaften Reisefeuilleton-Psychologie liegt immer eine Unterschätzung der Menschen in andern Zonen zugrunde. Man hält sie für einfache, unkomplizierte Wesen, durchschaubar, wie sie photographierbar sind.

Der kleine Familienfilm



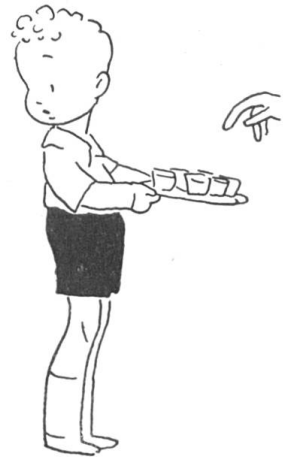
Mutter übergibt Fritzli Teller mit Patisserie, um ihn bei den Gästen herumzugeben.



Fritzli steht in der Mitte des Zimmers still, um die verschiedenen Stücklein zu betrachten.



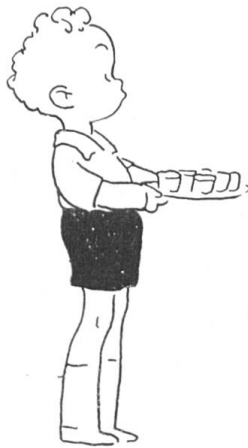
Bedient einen der Gäste und flüstert Mutter ins Ohr, darf er auch eines haben.



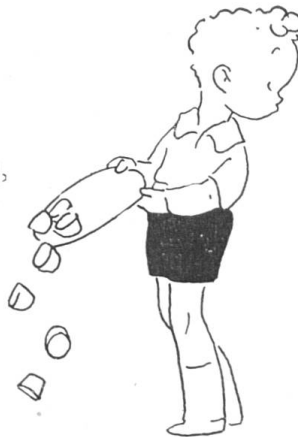
Wird ermutigt, fortzufahren, und ruft Mutter zu, es bleibt ja keines für ihn übrig.



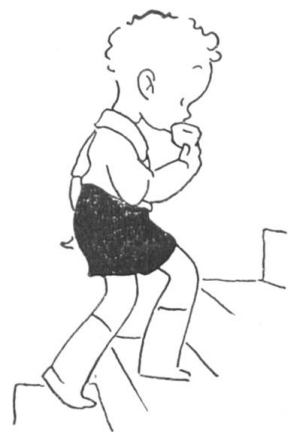
Hält Platte widerwillig Frau Schwarz hin, die ein zweites Stücklein nimmt.



Fährt fort mit Anbieten. Wird vollständig absorbiert durch Muttermal, das eine der Frauen auf Wange hat.



Wandert weiter, immer noch mit Muttermal beschäftigt, und Patisserie fällt auf den Boden.



Erhält sein Stücklein und wird durch Mutter von weiterer Mithilfe entlastet.